

Goethe-Institut Shanghai - Willkommen bei der Abteilung Kultur und Bildung
<http://www.goethe.de/ins/cn/sha/de3589115.htm>



Die eigenen Grenzen überschreiten, neue Wege gehen abseits vom Mainstream, Schmerz und Kunst, körperliche Grenzen neu definieren - seit vielen Jahren schon beschäftigt sich Manfred Luckas mit Grenzüberschreitungen in verschiedenen Bereichen des Lebens. Als freier Autor schreibt er regelmäßig für das Goethe Institut, hält Vorträge und veröffentlicht regelmäßig zu unterschiedlichen Themen. Anlässlich der Ausstellungseröffnung von „Transgressive Body/ Reincarnated Flesh“ am 5.9.2008 im Berliner Tape Club wird Manfred Luckas eine Eröffnungsansprache zum Thema „Schmerz in der Literatur“ halten.

Immer wieder aufstehn

„So lange du stehen kannst, wirst du kämpfen“ – ein Motto, das über dem Eingang jedes Boxclubs, jeder Universität und jedes Goethe-Instituts stehen sollte. Entnommen ist es der *Beschreibung eines Kämpfers* von Herbert Asmodi, einem der besten und originellsten deutschen Gegenwartsautoren. Sein Gedicht ist eine wunderbare Hommage an all die, die weitermachen, obwohl es niemand mehr von ihnen erwartet, an die Geschlagenen, Verlorenen und doch nicht zu Entmutigenden, an all die Überlebenskämpfer, die dem furchtbarsten Gegner von allen, dem Alltag, in zähem Ringen ein Gran Würde abtrotzen. „Warum wieder zwischen die Seile klettern? Warum noch ein Kampf und noch einer? Warum drehst du nicht um? Warum steckst du nicht auf?“ Diese Fragen prasseln wie schmerzhaft Leberhaken auf einen, der das Beste schon hinter sich hat und dem das egal ist – I just don't care!

Die Vergeblichkeit seines Tuns mit kristalliner Klarheit erkennen und ihm aller Absurdität zum Trotz ein Jedoch entgegenschleudern: Asmodis Fäuste schwingender Protagonist erinnert an Dr. Rieux aus Albert Camus' Roman *Die Pest*. Dieser exemplarische Existenzkämpfer stemmt sich in Oran gegen den Schwarzen Tod, obwohl es keine Aussicht auf Rettung gibt. Die Parallelen sind evident: Beide stellen sich der potentiellen physischen Zerstörung, akzeptieren sie als unvermeidbar, doch moralisch bleiben sie intakt und integer. Camus hat in seinem *Mythos von Sisyphos* nicht umsonst den unvergesslichen Satz geschrieben: „Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns *Sisyphos* als einen glücklichen Menschen vorstellen.“ Auch in der *Beschreibung*

eines Kämpfers sehen wir einen, der Stein für Stein mühsam bergauf rollt und dabei weiß, dass er den Gipfel vielleicht sehen kann, ihn aber nie erreichen wird. „Keine Chance, als es auszustehn. Niemand da, der deinen Sieg wünscht. Alle Daumen zeigen nach unten. Das ist die Hölle. Gib auf.“ Tut er aber nicht, sondern ist alle den Zweifelnden und Kleinmütigen ein ebenso leuchtendes wie unpräntiöses Vorbild – einfach immer weitermachen, wie Deutschlands Torwartlegende Oliver Kahn zu sagen pflegte. Herbert Asmodis Hymne an die Widerständigkeit endet mit letzten Zeilen, die wahre Wirkungstreffer sind: „Für ein paar Runden, dachte er, Bin ich immer noch gut. Und war mit seinen Göttern und sich im reinen. Nothing for tears. Solange du stehen kannst, wirst du kämpfen.“ Das ist große Lyrik, und überhaupt sollten wir alle viel öfter Gedichte lesen.

Der Sport, und hier besonders das Boxen, ist die große Projektionsfläche für all das, was sich im Kontext von Mut, Ausdauer und Leidenschaftlichkeit, von Antagonismus und Agonie versammelt. Er versinnbildlicht archetypische Haltungen und Konflikte in komprimierter und oft schön anzuschauender Form. Siegfried Lenz schreibt im Nachwort zu Heinz Perlebergs Anthologie *Siegen und Verlieren – Sportgeschichten*: „Aufstieg und Fall, Sieg und Niederlage: Die Grunderfahrungen, die unser Leben kennzeichnen, werden in den Arenen, auf den Bahnen überdeutlich. Die Komplexität dieser Erfahrung aufzudecken ist eine Aufgabe des Schriftstellers.“ Quod erat demonstrandum, könnte man im Fall von Lenz sagen, denn er selbst hat diese Forderung in überzeugender Manier eingelöst. Seine Erzählung *Der Läufer* gehört nämlich zum Besten, was in deutscher Sprache je zum Thema geschrieben wurde. Spannend, authentisch und auf ein überraschendes Finale hin konzipiert, zeigt die Kurzprosa Flüchtigkeit und Launenhaftigkeit des Triumphs. Fred, seines Zeichens 5000-Meter-Läufer, muss im alles entscheidenden letzten Lauf als Erster über die Ziellinie kommen, will er den Gesamtsieg im Ländervergleichskampf nicht gefährden. Auf der Zielgeraden bringt er, ohne es zu merken, seinen härtesten Gegner zu Fall, sein Sieg wird keiner sein. „Er hörte nicht die klare, saubere Stimme im Lautsprecher, die ihn disqualifizierte...er ließ sich widerstandslos auf den Rasen führen, eingerollt in die graue Decke, und er ließ sich auf die nasse Erde nieder und lag reglos da, ein graues, vergessenes Bündel.“

Trauer, Enttäuschung, das sprichwörtliche Am-Boden-zerstört-sein – Geschichten vom Sport, vom Faustkampf allemal, handeln viel öfter vom Verlieren als vom Siegen, favorisieren das Tragische, Dunkle, Dionysische. Der Aasgeruch der Niederlage lockt viele Autoren an wie das tote Gnu die Hyäne. Das Scheitern der Anderen wird zum schriftstellerischen Lebenselixier: Zeige mir einen Helden, und ich zeige dir eine Tragödie. Boxen in der Literatur ist geradezu ein Paradigma des Scheiterns, ein Anti-Pantheon, in dem nicht die strahlenden Helden und ungebrochenen Sieger bei Nektar und Ambrosia zusammensitzen, sondern die Geschlagenen ihre Wunden lecken und über ihre verblichenen Träume räsonieren. Männer die sich über Jahre hinweg im Ring physisch und psychisch attackieren, leiden fast alle unter körperlichen Spätfolgen. Dazu zählen die klassischen Nasenbeinbrüche – der Autor und Boxer Michael Stephens hatte 16 – und die nicht minder berüchtigten Blumenkohlohren, von denen Ludmilla in Nicolas Borns Erzählung *Der Boxkampf* mit gelindem Entsetzen berichtet: „Da hat sie gesehen Boxer mit komischen Ohren, da hat sie gehört, wie solche Ohren werden, dass sich die Muschelwindungen mit der Zeit nach außen stülpen.“

Nicht wirklich schön, aber Schönheit und Jugend unterliegen in der Boxerstory ja ohnehin regelmäßig nach Punkten. Der alte Boxer am Ende seiner Karriere, der, wie es im Amerikanischen mitleidlos heißt, „washed-up“ ist oder „broke“ oder „over the

hill“, stellt das bevorzugte Motiv dar. Wer zu lange kämpft, nimmt nichts mit, lässt alles im Ring, sieht seinen Lorbeer verwelken. Und den Dachschaten gibt es als Zugabe gratis. Günter Kunert hat über den *Alten Boxer* ein Gedicht geschrieben: „Da wird mit der Wucht eines gepolsterten Hammers das Gehirn bearbeitet. Da wird es zu Pudding, Inkluden darinnen: farblose Bilder und abgestorbener Ruhm. Da die fehlende Erinnerung an den Namen, den er einst hatte, nur eine Kruste zurückließ: den da selber.“ Wehe den Siegern! Hier geht Dieter Wellershof – *Der Sieger nimmt alles* – gegen Ernest Hemingway – *Winner take nothing* – brutal K. o. und steht so schnell nicht wieder auf. Die Erinnerung ist alles was bleibt. Sie bedeutet Vergegenwärtigung einstiger Größe und wird zum einzigen Lebensinhalt. Das Leben außerhalb des Rings ist ohne Bedeutung und kann der Selbstdefinition als Boxer nichts Entscheidendes mehr hinzufügen. Genauso oft wie die große vergebene Chance wird dabei der kurze Traum vom hehren Glück ins Gedächtnis zurückgerufen.

Kennen Sie den Roman *The harder they fall*, zu deutsch *Schmutziger Lorbeer*? Den hat Ende der 40er- Jahre Budd Schulberg, der größte US-Boxerschriftsteller, geschrieben. Ein arroganter Germanist hat Schulberg mal mit dem Kölner Kommerzautor Heinz G. Konsalik verglichen. Furchtbar falsch! Budd ist vielmehr die amerikanische Reinkarnation von Friedrich Schiller. Der geistige Vater von *Wallenstein* wusste über Sieg und Niederlage schließlich auch so einiges. Nicht zuletzt, dass der, der am höchsten steht, am Ende auch am tiefsten fällt. Das ist reine Boxerphilosophie. Und damit sind wir wieder bei den harten Landungen in *Schmutziger Lorbeer*. Schulberg führt dem Leser auf 300 Seiten ein schier unerschöpfliches Repertoire von Faustkampfverlierern und anderen desaströsen Existenzen vor. Nach der Lektüre fühlt man sich zwar an Friedrich Nietzsches Diktum gemahnt, jede Begabung müsse sich kämpfend entfalten, aber gleichzeitig fragt man sich wozu, wenn es denn so endet. Oder gar nicht richtig anfängt wie bei der Hauptfigur Terry Malloy. Terry wird von seinem älteren Bruder, der für das Syndikat arbeitet, überredet, absichtlich einen Kampf zu verlieren und ist danach nie wieder der Alte: „Ich hätte ein Herausforderer sein können. Ich hätte jemand sein können anstelle der Flasche, die ich jetzt bin.“ Keine Chance auf ein Comeback, diesen am verzweifeltsten geträumten Traum in der Welt der Schläge und Gegenschläge.

Was nach dem Verklingen des Gongs bleibt, ist der Wert des Kampfes an sich: Immer wieder aufzustehen, den Schweiß zu vergießen, die Treffer auszuhalten. Wer ewig strebend sich bemüht, kann nicht nur errettet, er muss auch kein Champion werden. Die wahre Tugend liegt darin, Niederlagen zu akzeptieren, auch wenn das ganze Leben eine einzige Niederlage ist, zu verlieren, aber seine Selbstachtung zu bewahren. Das wahre Waterloo liegt in der Selbstaufgabe, die, um jetzt elegant die letzte Runde einzuläuten, nicht zuletzt auch der olympischen Idee entgegensteht. Denn das berühmte *Dabei sein ist alles* gemahnt, bei aller vordergründigen Gelassenheit, schließlich jeden Athleten, an die Grenzen und darüber hinaus zu gehen. Nur wer kämpft, lernt wirklich etwas über sich, und sei es, in der Niederlage sich selbst zu begegnen.

© Dr. Manfred Luckas

© Goethe-Institut